

Volkskirche – und was kommt danach?

Vortrag auf der Kreissynode Köln-Nord am 14. November 2015

Christoph Nötzel

Volkskirche – und was kommt danach? – Ist das nicht ein Blick in die Sterne? In eine weit entfernte Zukunft? Und wer mag dazu schon Verlässliches sagen können! Recht haben Sie. Niemand unter uns war schon mal in der Zukunft. Und doch hat die Zukunft schon begonnen. Denn was morgen sein wird, erwächst aus dem, was heute ist. Demographische Fakten zB lassen sich nicht umkehren. Sie gelten und werden die Kirche von morgen bestimmen. Die Menschen, die das Morgen gestalten, sind wir. Wie wir das tun, bestimmt sich nicht unwesentlich über die Bilder und Vorstellungen, die wir von der Zukunft haben. Und von den Hoffnungen und Ängsten, die wir damit verbinden. In diesen Bildern und Gefühlen, die uns intuitiv bestimmen, ist die Zukunft in uns schon gegenwärtig und bestimmt unseren gemeinsamen Weg nach morgen. Dabei ahnen viele unter uns, dass für die Kirchen vieles nicht so bleiben wird wie es ist. Wir können nicht einfach fortschreiben, was ist. Wir wissen aber auch nicht – trotz unserer Bilder und Vorstellungen – was sein wird. Wir werden es gestalten. Miteinander. Darin liegt unsere Verantwortung. Und zwar heute und nicht morgen. Denn wir stellen wesentliche Weichen für den Weg unserer Kirche in die Zukunft.

Die Rede von der Volkskirche gibt dabei ein sehr starkes Bild ab. Über die zurückliegenden zwei Jahrhunderte hat es sich als selbstverständliches Leitbild von Kirche und ihres Verhältnisses zu Staat und Gesellschaft etabliert. Sozial getragen ist dieses Bild von der institutionalisierten gesellschaftlichen Integrationskraft der Kirchen. Kirchliche Symbole, Werte und Rituale stiften darin einen kollektiven Verständigungsrahmen von großer Orientierungskraft sowohl was das Leben des Einzelnen betrifft wie was das gesellschaftliche Zusammenleben angeht.

Während ich das schreibe, denke ich: kann man das noch so sagen. Lässt sich davon noch so selbstverständlich im Präsens reden. Oder müsste ich nicht eher die Vergangenheitsform wählen. Jedenfalls stellt sich die Frage, wo denn das Volk ist und wie es in der Kirche vorkommt. Der Interpretationen sind viele: sind wir „Kirche des Volkes“ ... oder „für das Volk“ ... oder „mit dem Volk“? In den vergangenen in den vergangenen vier Jahrzehnten hat sich jedenfalls das Verhältnis zwischen der Kirche und ihrem Volk erheblich gewandelt. „Volk“ ist eine sehr uneinheitliche Größe geworden. Auch religiös. Mag sich die Kirche weiterhin als dem Volk zugewandt erleben. Viel Volk hat sich von der Kirche abgewandt. Und wir erleben das ganz konkret. Im Konfirmandenunterricht, wo wir staunenden Jugendlichen erstmals von der Bibel und der Weihnachtsgeschichte erzählen. An auf einmal einbrechenden Taufzahlen. Oder in der eigenen Familie, wenn wir erleben, dass die eigenen Kinder mit Kirche nur noch wenig anfangen können. Mein eigenen beiden Söhne, Thomas und Benedikt, beide in den 20ern, die Kirche als einen fremden Ort erleben, obwohl sie sicherlich von christlichen Werten von Grund auf bestimmt sind. Eine EKD-Synodale erzählte mir, dass sie ihre Tochter vor ihrer Abreise nach Bremen fragte: „Wie – zur EKD-Synode. Was willst Du da. Das ist doch eine sterbende Institution.“ Das tut schon weh, mir jedenfalls, wenn ich das höre. Wie geht das Ihnen? Wie erleben Ihre Kinder Kirche? Wo kommen sie in Kirche und Gemeinde vor? Welche Bilder, welche Gefühle tauchen in ihnen auf, wenn sie an

die Zukunft unsere Kirche denken. Ich möchte ihnen ein wenig Zeit geben, sich darüber an ihren Tischen auszutauschen. In 10 Minuten hören wir uns wieder.

Wie sieht's aus – wo geht es hin mit unserer Kirche?

Wir stecken tief in unserer Vergangenheit und sind doch schon mitten in der Zukunft. Die Zukunft hat schon begonnen. Schauen wir einige grundlegende Trends oder Herausforderungen näher an. Auch wenn das unbequem ist – und Antworten nicht auf der Hand liegen: Wenn die Zukunft konkreter wird, wird sie für uns auch handhabbarer. Das jedenfalls sind Themen, von denen ich meine, dass sie heute schon auf die Tagesordnungen unserer Kirche gehören.

1. Konvention und Tradition tragen immer weniger. Es ist nicht mehr selbstverständlich, der Kirche anzugehören. Im Gegenteil, es gewinnt an Selbstverständlichkeit, nicht zur Kirche zu gehören – und es bedarf der Begründung, dass ich zur Kirche gehöre. Nicht der Austritt, die Zugehörigkeit bedarf der Erklärung. Für die Kirche bedeutet das: sie muss Gründe dafür bieten, bei ihr Mitglied zu sein. Das gilt in einer religiös pluralen Gesellschaft, in der sich eine religiöse Emanzipation von der Vormacht der Kirchen vollzogen hat, um so mehr. Kirchenmitgliedschaft wird damit für die Kirche zu einer kommunikativen Herausforderung:

2. Das Gros der kirchentreuen Mitglieder findet sich heute in der zahlenmäßig starken Generation der Älteren¹. Hinzu kommt: Die folgende Generation der Jüngeren fällt – aufgrund des demographischen Wandels - zahlenmäßig viel kleiner aus. Und unter diesen wenigen jungen Menschen haben nur noch wenige eine stabile Bindung an ihre Kirche.² Diese Entwicklung verläuft rasch und erreicht die kirchliche Praxis in jähren Schüben (Beispiel: Entwicklung der Tauf- und Konfirmandenzahlen). Wo also ist Platz für junge Menschen in der Kirche? Wo sind junge Menschen überhaupt in der Kirche erwünscht? Und: was hat man als junger Mensch davon, in der Kirche dabei zu sein? Wie also können wir heute redlich, verständlich und lebensrelevant über Gott und den Glauben im Kontext der Welt reden?

3. Unsere Gesellschaft – das ist in diesen Wochen kaum erläuterungsbedürftig – wird kulturell und religiös immer bunter. Gelingt es unseren zutiefst in deutscher Tradition stehenden landeskirchlichen Gemeinden Menschen fremder Herkunft aufzunehmen und zu integrieren? Ist das wünschenswert? Welchen geistlichen und missionarischen Impulse werden durch die in unser Land immigrierenden Menschen gesetzt – in unseren Gemeinden, neben unseren Gemeinden? Wie wird das die christliche und kirchliche Landschaft in unserem Land verändern? Wie gestalten wir das interreligiöse Gespräch, insbesondere mit Muslimen.

4. Der Altersdurchschnitt der evangelischen Pfarrerschaft steigt. Gut $\frac{3}{4}$ der Rheinischen Pfarrerschaft ist zwischen 50 und 60 Jahren alt. Die Pfarrerkirche geht ihrem Ende entgegen.

¹ 41% der 46 – 65jährigen bzw. 58 % der über 65jährigen fühlen sich ihrer Kirche verbunden

² Ökumenische Visite: Die EKIR ist eine Kirche, die wahrnimmt, dass die Gesellschaft altert. Im Gegensatz dazu stellen wir fest, dass der Arbeit mit jungen Menschen eine große Bedeutung zukommt. Uns ist aber nicht deutlich, wie die Angebote der Jugendarbeit mit dem Gemeindeleben verbunden sind. Wir stellen fest, dass die Kinder und Jugendlichen nicht an die Kirche gebunden werden.

Wir gehen auf eine Mitmachkirche zu. Was tun wir dafür heute? Wie entwickeln wir eine breite Beteiligungskultur in unserer Kirche und in unseren Gemeinden, die es vielen Menschen ermöglichen, Gemeinde mit zu gestalten: in der Vielfalt der Gaben, partizipatorisch, in dynamischer Balance, lebendig vernetzt?

Ein erstes Zwischenfazit: Die evangelische Kirche wird eine Diasporakirche sein. Sie hört auf, Pfarrerkirche zu sein. Sie wird älter und sie wird ärmer sein. Sie wird weniger Institution und mehr Organisation sein. Und zwar eine religiöse Organisation, eine Glaubensgemeinschaft unter anderen in einer offenen, stark ausdifferenzierten, kulturell und religiös vielfältigen Gesellschaft.

Der ständige Wandel geht an die inneren Kräfte

Die evangelische Kirche steht damit nicht nur organisatorisch, sondern auch inhaltlich vor großen Gestaltungsaufgaben. Wir werden die gesellschaftliche Entwicklung nicht stoppen oder umkehren können. Vieles wird nicht so bleiben, wie es ist. Und es wird uns als Kirche einschneidend berühren. Aber wir können, ja wir müssen, gestalten und auch verantworten, wie die Kirche von morgen aussieht – ohne dass wir wissen, wie es morgen sein wird. Und zwar heute. Der einschneidende Veränderungsprozess, in dem sich unsere Kirche seit 15 Jahren befindet, wird also andauern und uns weiter fordern.

Schaffen wir das? Denn zugleich erleben wir uns zunehmend als müde und erschöpft. Viele erleben sich als überfordert. Resignation und Widerständigkeit ziehen ein. Auch Trauerprozesse werden durchlebt. Nicht wenige leiden unter Burnout und Depression. Auch das sind Symptome des Wandels. Denn der Wandel geht eben auch an die eigenen inneren Kräfte. Der Veränderungsprozess, in dem wir uns erleben, geht auch „an die Nieren“: er berührt unsere Identität, unsere Integrationskraft. Er wird für uns selbst zu einer Herausforderung an unseren Glauben. Die Erschöpfung der Institution spiegelt sich in Belastung und Erschöpfung ihrer Verantwortungsträger: in ihren Personen wie in ihren Gremien. Die Wahrnehmung und der Umgang mit dieser Erschöpfung wird zunehmend zu einer bestimmenden Aufgabe, um den Wandel überhaupt angehen und gestalten zu können. Denn wenn uns neben den äußeren auch die inneren Ressourcen verloren gehen, womit wollen wir die Zukunft dann gestalten? In der geistlichen und regenerativen Gestaltung des Veränderungsprozesses liegt eine zentrale kirchenleitende Aufgabe.

Die Zukunft ist Gottes Land

Woher also im Wandlungsprozess die nötige Kraft und Orientierung nehmen? Nun, wir singen uns Mut zu. Und ich finde das richtig und wichtig! „Die Zukunft ist Gottes Land“, heißt es in dem bekannten Kirchenlied von Klaus Peter Hertzsch. EG 395 – nicht zufällig heute eines der meistgesungenen Kirchenlieder. Ein gottesdienstlicher Gassenhauer. Sein verheißungsvoller Grundton tut uns gut. „Vertraut den neuen Wegen, auf die der Herr uns weist! Weil Leben heißt sich regen, weil Leben wandern heißt.“ Ein Lied gegen Resignation und Erschöpfung. Ein Lied für eine Kirche, in der so viele die Zukunft verloren geben. Die Kraft des Liedes liegt darin, dass es uns aus einer anderen Perspektive auf unsere Wirklichkeit schauen lässt. Aus der Perspektive Gottes und seiner verheißungsvollen Möglichkeiten. Wenn wir an den Verhältnissen auch nichts ändern können, weil wir darauf nur sehr bedingt Einfluss nehmen können. Ändern können wir etwas an unserem

Standpunkt. An der Perspektive, die wir „zu den Dingen“ einnehmen. An der Brille, mit der wir auf die Wirklichkeit schauen und sie wahrnehmen.

Was ließ Martin Luther, Dietrich Bonhoeffer oder Nelson Mandela in schier aussichtslosen historischen Situationen eine Kraft und Hoffnung atmen, dass sie die Zukunft nicht verloren gaben, sondern eine neue Zukunft sahen und dem Druck der Verhältnisse widerstanden? Die Resilienzforschung lehrt uns: Leben, überleben, ist zuerst eine Frage der Haltung. Wo sehe ich meinen Platz in dem, was gerade passiert. Und: Wie ist mir an diesem Ort die Zukunft gegenwärtig. Von welchem Blick auf die Zukunft lasse ich mich bestimmen.

Von amerikanischen Präsidenten heißt es am Ende ihrer Amtszeit, sie seien „a lame duck“. Daraus kann man lernen: Wer keine Zukunft mehr hat, der hat auch heute nichts mehr zu sagen. Mit der Zukunft gehen uns auch die Möglichkeiten des „heute“ verloren. Mit Jesaja gesagt: „Glaubt ihr nicht, so bleibt ihr nicht.“ (Jesaja 7,9). Und manchmal kann man nur bleiben, indem man sich aufmacht. Oder umgekehrt formuliert: „Wer will, dass alles so bleibt, wie es ist, der will nicht, dass es bleibt.“ Also: wohin kämen wir, wenn mal einer ginge um zu schauen, wohin wir kämen, wenn mal einer ginge? (evt. *Lied. Vertraut den neuen Wegen EG 395*)

Die Zukunft, von der die Bibel kündigt und die Zukunft der Kirche

Gottes Zukunft geht nicht auf in Traditionen, in Statistiken und Prognosen, die das was gestern war, ins Morgen verlängern. Die menschheitliche Geschichte begann mit dem Satz: „Mache dich auf und geh! Geh fort aus deinem Vaterland.“ Es ist Gottes Ruf an Abraham. Indem Abraham den Aufbruch ins Unbekannte wagte, Vieles zurückließ und neugierig Neues entdeckte, begann die Geschichte des Volkes Gottes. Das Volk Gottes ist seither ein wanderndes Volk. Gottes Zukunft setzt nicht einfach fort, was war. Gottes Zukunft ist seine Zukunft. Sie lebt von der schöpferischen Kraft seines Wortes. Und Gott geht sie an mit Menschen, die sich seinem Wort innerlich öffnen und sich aufzumachen. Die sein Wort als ihre Berufung hören. Mit solchen Menschen gestaltet Gott seine Geschichte, die unsere Geschichte ist ... von Anfang an ... und in alle Zukunft.

„Wir haben keine Zukunft?“ Richtig! Wir haben unsere Zukunft nicht. Wir verfügen nicht darüber. Die Zukunft ist Gottes Land. Wir folgen Gottes Ruf und lassen uns auf die Zukunft ein. Wir wissen nicht, was da kommt. Aber wir wissen, wer da kommt. Ich finde, dass der Satz: „Wir haben keine Zukunft,“ zutiefst gottlos ist. Er hat in der Kirche nichts zu suchen. Er gründet in der Hybris, wir könnten die Zukunft besitzen. Das aber ist eine leblose Zukunft. Eine Zukunft ohne Gott.

Wie ich die Zukunft wahrnehme, ist eine Frage des persönlichen Standpunktes

Sich aufmachen ins Unbekannte und Fremde ist nicht einfach. Angst oder Mut, Zurückhaltung oder Aufbruch sind zuerst eine Frage des eigenen Selbstbewusstseins und der persönlichen Haltung. Nicht der äußeren Umstände und planvoller Programmatik. Ändern können wir zunächst nur uns selbst. Genauer: den Ort, die Perspektive, den Blick, mit dem wir auf die Wirklichkeit schauen. Ändern können wir den Blickwinkel, von dem her wir auf die Wirklichkeit schauen. Wir können unsere übliche Brille abnehmen und mit anderen Augen auf die Wirklichkeit schauen, mit anderen Bildern und Vorstellungen.

Ich möchte Ihnen dazu von einer merkwürdigen Begebenheit erzählen, die sich nach meiner Erinnerung bei Artur Schopenhauer findet. Bei einer Wanderung hörte er ein ängstlich wiependes Eichhörnchen. Es saß oben im Geäst eines Baumes und starrte auf eine Schlange, die es schlängelndes vom Fuße des Baumes aus fixierte. Seine Schreie strahlten Todesangst aus. Warum springst Du nicht davon, dachte der Wanderer? Denn statt das naheliegende zu tun und zu fliehen, schlich sich das Hörnchen, widerstrebend und angstvoll, starrend in die Augen der Schlange, langsam den Baum hinunter ... in den Schlund der Schlange hinein. Es sah für sich keine andere Möglichkeit. Hätte es doch die Perspektive des Wanderers einnehmen können. Es hätte überlebt.

Cognosce seipse. Erkenne dich selbst. Dann erschließen sich für dich auch neue Zukunftsmöglichkeiten. Paradoxerweise ist die Frage, wer ich bin, eine Frage, die niemand von uns für sich alleine beantworten kann. Ich bin mir selbst ein blinder Fleck. Deshalb können wir die Standort-frage, die der Kirche heute gesellschaftlich gestellt ist, nur beantworten, indem wir wechselseitig und miteinander unsere Standorte anschauen und ihre Möglichkeiten wahrnehmen. Wir brauchen dafür die anderen, weil keiner von uns sich selbst und den Ort, auf dem er steht, für sich allein und selber in den Blick nehmen kann. Mit Luther gesprochen: der Mensch für sich ist „homo incurvatus in se“. Wir brauchen dafür die anderen. Und wir brauchen Gott, der unter uns und zwischen uns mit der Kraft seines Geistes schöpferisch lebendig wird. Die grundlegende Frage, die sich uns dabei stellt heißt: „Welches sind die inneren Quellen, von denen aus Einzelne oder Gruppen wirksam werden, wenn sie wahrnehmen, kommunizieren und handeln?“³ „Wir sind nicht in der Lage, generativ auf die aktuellen Herausforderungen zu antworten, solange wir uns nicht mit dem eigentlichen Grundproblem konfrontieren: uns selbst. Das ist die Essenz des blinden Flecks.“⁴ Wie, woher und worauf ich geeicht bin zu schauen, bestimmt, was ich sehe – und was ich dabei übersehe. Just gestern las ich in der SZ von Untersuchungen zur sogenannten Aufmerksamkeitsblindheit. Beobachter wurden angewiesen zwei Basketballmannschaften zu beobachten – 6 Spieler. Das eine Team weiß. Das andere schwarz. Aufgabe: zählen sie die Pässe. Einer der Spieler steckte in einem Gorillakostüm. Keinem der Beobachter ist das aufgefallen: obwohl es offensichtlich war und eigentlich nicht zu übersehen. Ärzte sollten eine Lunge auf Knötchen untersuchen. In die Lungenaufnahme war ein Tierbild hineinprojiziert, das die Ärzte bei ihren Untersuchungen aber nicht wahrnahmen. Ergebnis der Studie: gibt man Menschen eine genaue Beobachtungsanweisung wächst die Wahrscheinlichkeit, dass sie offensichtliches Anderes ausblenden.

Wie also schauen wir auf die Zukunft der Kirche?

Welche Bilder und Blickwinkel sind für unseren Blick auf die Kirche bestimmend?

1. Eine Haltung sagt: „Weiter so! Same procedure as every year . Augen zu und durch.“ „Miss Sophies 90. Geburtstag“ – und wenn wir am Ende nur noch zu zweit sind. Auch das soll ja Verheißung haben. Manch gemeindliche Praxis scheint mir die ewige Wiederholung des ewig Gleichen zu sein. Wir downloaden vertraute Muster – selbst wenn keiner mehr kommt. Ich nenne das ein autistisches System. Ein System beschränkt sich auf die Rahmen, Konzepte und Strukturen, die bereits in ihm vorhanden sind. Nichts Neues kann hinzu

³ vgl. Scharmer, Theorie U, S. 33

⁴ vgl. Scharmer, Theorie U, S. 44

kommen. Das jeweilige System ist autistisch in dem Sinne, dass, egal welcher Impuls die Grenze zwischen Außen und Innen zu durchdringen sucht, die Antwort immer die gleiche bleibt: eine durch die Muster der Vergangenheit programmierte Reaktion.

2. Eine andere Perspektive ist von Nostalgie bestimmt: „Auf und zurück. Zurück nach gestern, als alles noch besser war. Verbunden mit einem defizitorientierten Blick auf das heute.“ Es ist die Perspektive der Restauration. Alles Übel kommt daher, dass wir uns verändert haben. Das gestern wird zum Maß für das heute und daraus resultiert eine gigantische Überforderung. Denn was gestern für die Kirche unter ganz anderen gesellschaftlichen Umständen möglich war, geht morgen nicht mehr. Gestern war Kirche noch annähernd selbstverständlich. Für morgen gilt: Eine Kirche, die es gibt, weil es sie eben gibt, die gibt's nicht mehr. Was gestern gut und richtig war, das kann deshalb morgen falsch und schlecht sein ... und löst so nur Stress, Überforderung und Enttäuschung aus. Der Weg zurück nach gestern ist verschlossen.

3. Wir müssen, denke ich, eine dritte Perspektive einnehmen und die Brille der Verheißung aufsetzen. Statt eines bloßen „weiter so“ oder der sich verschließenden Rückkehr ins Gestern geht es um ein Handeln aus der eigenen Berufung im Licht der Gegenwart Gottes. Wir müssen Kirche verheißungsorientiert wahrnehmen. Raus aus unseren Denk-Schachteln und hinein ins Leben springen. Jesaja 43, 18 heißt es: „Denkt nicht mehr an das Vergangene und achtet nicht auf das Vorige. Denn seht: Ich schaffe ein Neues, jetzt sprosst es auf! Merkt ihr es denn nicht?“ Der Status quo ist nicht normativ!

Veränderung als Regeneration

Große Veränderungen beginnen bei uns selbst. Und damit bei der Einsicht: wir sind nicht Gefangene „des Systems“. Das System sind wir! Und ich bin ein Teil davon. Ich bin nicht allmächtig. Aber ich bin auch nicht ohnmächtig. In dem Moment, in dem die eigene Rolle im System erfahrbar wird, kommt es zu Reaktionen wie: „Menschkinder! Guck mal an, was wir uns selber antun.“⁵ In diesem Augenblick verlässt der Mensch die Opferrolle und nimmt sich als (mit-)verantwortlicher Akteur wahr: ich gestalte das kritisierte System selber mit, indem ich seiner Logik in meinem Handeln folge. Also: wir sind es, die die Kirche von morgen gestalten.

Wenn wir nach einer Zukunft Ausschau halten, müssen wir also zuerst auf uns selbst und unseren Standort schauen. Der zentrale Ort der Veränderung ist das Selbst des handelnden Akteurs⁶ – ob als Individuum oder als Organisation. Otto Scharmer, ein weltweit anerkannter Organisationsberater aus dem Team des MIT, auf dessen „Theorie U“ ich mich hier beziehe, greift auf das Bild eines Malers an der Staffelei zurück, wenn er schreibt: „Wir stehen immer öfter vor der leeren Leinwand, die von uns verlangt, dass wir uns selbst anschauen, auf unsere gemeinsamen Verhaltensmuster blicken und neu erfinden, wer wir sind und wohin wir als Institution, als Individuum oder als Gemeinschaft gehen wollen.“⁷ Was meint er damit? Im Prozess des Entstehens eines Bildes kann man den Blick in dreifacher Weise

⁵ Scharmer, Theorie U, S. 153

⁶ „Eigentlich mache ich in meinen Kursen immer das Gleiche. Ich schaffe das Umfeld, das es den Leuten ermöglicht, die zwei Kernfragen der Kreativität zu stellen und daran zu arbeiten: Wer bin ich (who is my self)? Was ist meine Aufgabe, was will ich wirklich tun? (What is my work?)“ (Michael Ray) (173)

⁷ Otto Scharmer, Theorie U, S. 74

richten: man kann auf das Motiv schauen, das „abgemalt“ werden soll. Man kann den Blick auf Pinsel und Farben, auf das Werkzeug richten, um zu schauen, was man damit machen kann. Oder man kann den Blick auf den Künstler, auf sich selbst richten, als die Quelle der Intuition, aus der das Bild entstehen soll. Scharmer meint: wir stehen immer häufiger vor Fragen, für deren Beantwortung es weder ein Vorbild noch das hinreichende Werkzeug schon gibt. Wir finden uns vor der leeren Leinwand – und haben nichts anderes als unsere innere Intuition als Quelle der Lösung.

Es ist geistlich die Frage nach der essentiellen eigenen Berufung. In der Wahrnehmung der eigenen Berufung liegt die bewegende Kraft, die innerste Motivation aller Veränderungsprozesse. Der Kontakt zur eigenen Berufung verlangt die Verbindung mit der Quelle des eigenen Selbst, der immer wieder neu gesucht werden muss: mit Gott. Aus dieser Begegnung des „gewordenen Ich“ mit dem höheren Selbst der geistlichen Berufung erwächst der Prozess der Erneuerung. Was ist es, was mich bewegt? Was ist es, was uns bewegt? Als Gruppe, als Gemeinde, als Kirche. Und es dann tun: damit wir nicht von uns sagen – als ich mal anfing, wollte ich eigentlich etwas ganz anderes tun als das, was ich jetzt machen muss.

Wir haben in unserer Kirche in den vergangenen Jahren zahllose Umstrukturierungsprozesse durchgeführt. Bei allem Reformwillen stand dahinter die Sehnsucht: wie flicken wir uns unsere Kirche so zurecht, dass alles so bleiben kann, wie es ist. Das aber erschöpft. Erschöpfung ist der Verbrauch der inneren Kraft, die wir benötigen, um aufzubrechen. Wer sich erschöpft, zieht sich auf sich selbst zurück. Gegen Herausforderungen werden die üblichen Handlungsmuster abgespult, die aber nicht mehr helfen. Das Bollwerk des Widerstandes und der Abwehr wächst. Dahinter setzt ein destruktiver, zukunftsabwehrender Prozess ein: gegen eine böse Welt, gegen eine schlechte Kirche. Das Empfinden, ausgeliefert zu sein, wächst. Kreativität und Vitalität erschöpfen sich dahinter. Gegen den Prozess der Erschöpfung brauchen wir einen Prozess der Regeneration.

Den Prozess der Regeneration gestalten

Der Prozess der Regeneration ist das genaue Gegenteil des Rückzugs auf sich selbst und des üblichen Abspulens vertrauter Denk- und Handlungsmuster.⁸ Er führt tiefer und ist grundlegender als Veränderungsprozesse, die bloß reaktiv auf Herausforderungen antworten, oder auch neue Strukturen entwickeln (Re-strukturierung oder Re-organisation), neue Prozesse gestalten (Re-designing) oder neue Konzepte entwickeln (Re-framing). Statt eines bloßen „weiter so“ oder der sich verschließenden Rückkehr ins Gestrern geht es um ein Handeln aus der eigenen Berufung im Licht der Gegenwart Christi. Dafür müssen neue (soziale) Formen der Anwesenheit und der Gewärtigkeit eingeübt und in den Veränderungsprozess eingepflegt werden, die zugleich untereinander verbinden und innere Quellen der Kreativität erschließen.

Eine wesentliche Ressource im Prozess der Regeneration ist die Zeit. Verlangsamung erlaubt neue Wahrnehmung. Wahrnehmung meiner Denkmuster, meiner eingeübten

⁸ Ich beziehe mich im Folgenden auf Otto Scharmer, Professor am MIT, und sein Buch „Theorie U“.

Verhaltensformen ... und unterbricht so das reaktive Downloaden von Denk- und Handlungsschablonen. Verlangsamung geschieht durch Unterbrechung. Durch Unterbrechung des „Üblichen“. Unterbrechung in der Begegnung mit anderen und Ihre Fragen, Wahrnehmungen, durch ihr Feedback. Wir lernen miteinander neu zu sehen, neu zu denken und neu zu wollen. Gelingt das, stellen sich kreative Momente ein, in denen neuen Möglichkeiten erspürt werden. Es sind geisterfüllte Augenblicke. Momente der Inspiration. Voller schöpferischer Kraft. Voller Intuition. Sie stellen sich immer in oder aus dem gemeinschaftlichen Erleben ein. Häufig vollzieht sich in diesen Augenblicken ein innerer Sprung: ich lasse Altes und Gewohntes los. Ich wage, zunächst nur innerlich, den Sprung in einen neuen Möglichkeitsraum. Hier braucht es viel Zeit, viel Ruhe. Aber dann: dann muss es ab gehen. Rasch ins Handeln kommen. Die Idee skizzieren. Erste Umriss festhalten. Und ausprobieren. Ausprobieren, hinfallen, wieder aufstehen und weiter machen. Nun beginnt die Phase der Mühe. Des Prüfens. Des Entwickelns ... bis hin zu dem Moment der öffentlichen Performance. Sie merken: jede Phase hat ihr eigenes Tempo. Unsere quantifizierender Umgang mit der Zeit kann das gar nicht angemessen benennen. Eher können wir aus der Musik lernen: andante, adagio, plötzliches furioso. Leider akzentuieren wir oft genau umgekehrt. Wir beschleunigen, wo wir zur Ruhe kommen müssen; wir bremsen, wenn es in die Aktion gehen muss.

Kirche geht nicht unter, sie verändert sich bloß

Die Zukunft, von der Bibel kündigt, ist die Zukunft, die Gott uns schenkt. Im Vertrauen auf Gottes Zukunft machte sich Abraham aus Ur auf, zog das Volk Israel aus Ägypten, begab sich Jesus nach Jerusalem, brach Paulus nach Europa auf. Niemand von ihnen kannte die Geschichte, auf die er sich einließ. Trotzdem wagten sie sich auf den dünnen Boden der Verheißung. Sie wagten es im Vertrauen darauf, dass „Gott aus allem, auch aus dem Bösesten, Gutes entstehen lassen kann und will. Dafür braucht er Menschen, die sich alle Dinge zum Besten dienen lassen.“ Sie wagten es in dem Glauben, „dass Gott uns in jeder Notlage soviel Widerstandskraftgeben will, wie wir brauchen. Aber er gibt sie nicht im voraus, damit wir uns nicht auf uns selbst, sondern allein auf ihn verlassen. In solchem Glauben müsste alle Angst vor der Zukunft überwunden sein.“ (Dietrich Bonhoeffer)⁹ Sie wagten es, ohne selbst die Ernte schauen zu dürfen. Sie glaubten trotzdem. Die Kirche geht nicht unter, sie verändert sich. Bloß weil eine Gestalt von Kirche aufhört, hört nicht die Kirche auf. Die Kirche lebt aus der Gegenwart Christi – und ihrem Mut, ihr zu trauen und im Alltag nachzugehen

⁹ Vgl. Evangelisches Gesangbuch S. 12